

Jerusalem, Brüssel, Innsbruck: Religion und Glaube in der Gesellschaft von heute

(Clemens Sedmak, 8.12. 2014, Innsbruck, Abschluss „50 Jahre Diözese Innsbruck“)

Eine Begegnung am letzten Sonntag vor dem Gottesdienst; ein vor kurzem aufgrund seiner schweren Erkrankung von seiner Verantwortung als Pfarrer entbundene Geistlicher spricht mit meiner Frau und mir über die bevorstehende Chemotherapie. „Wie es wird, wird es gut sein“, meint er; entweder es gehe zurück in die Pfarre oder es gehe „himmelwärts“. Dazu ein tapferes Lächeln.

Das ist, in einem kurzen Augenblick verdichtet, das, was Religion und Glaube in die Welt bringen und immer bringen werden: Ein Zeugnis vom „Magis“, vom „Mehr“, vom „Anderen“ und dem „ganz Anderen“; die Idee einer Quelle, die nie versiegt, aus der in Zeiten der Dürre geschöpft werden kann.

Im Jahr 1964 wurde die Diözese Innsbruck errichtet. In jenem Jahr hielt der Soziologe Thomas Luckmann im Mai in Loccum einen Vortrag zu einem ähnlichen Thema: „Religiöse Strukturen in der säkularisierten Gesellschaft“; die Stichwörter, die er bemühte, waren Begriffe wie „Verbraucherorientierung“ und „weltanschauliches Sortiment“, „Selbstverwirklichung“, „diesseitige Ausrichtung“, „individualistische“ und „private“ Religionsausübung. Hier scheint sich nicht alles wesentlich geändert zu haben. Man könnte diesen Vortrag, wenn man die Beispiele adjustierte, 50 Jahre danach mit einiger Plausibilität halten. Das ist ein gutes Zeichen.

Peter Berger, Weggefährte Luckmanns, hatte im Jahr 1968 – die Diözese Innsbruck war gerade einmal vier Jahre alt – in einem Artikel in der New York Times („A Bleak Outlook is seen for Religion“) angekündigt, dass das Religiöse sich im 21. Jahrhundert in kleinen Sekten zusammenfinden und insgesamt in die kulturelle Bedeutungslosigkeit absinken würde. Dies ist so nicht geschehen. Jerusalem bleibt Quelle der Inspiration.

Jerusalem

Jerusalem als Chiffre für Religion im Allgemeinen und für das Christentum im Besonderen steht für eine Erinnerung an die Polyphonie des Lebens. Dietrich Bonhoeffer verwendete den Begriff „Polyphonie“, als er in einer kleinen Gefängniszelle gefangen gehalten wurde. Damit wollte er auf die vielen Klänge und Seiten und Farben des Lebens hinweisen. Schmerz und Freude gehören zu dieser Polyphonie des ganzen Lebens, so dass es möglich wird, das Leben in allen seinen Seiten zu erleben.¹ Bonhoeffer hatte im Gefängnis Gedichte geschrieben, Adalbert Stifter gelesen, gebetet und mit seinen Freunden korrespondiert. Die verschiedenen Stränge des Lebens können durch einen inneren Fokus zusammengeführt werden. Menschen, die ein Gespür für die Polyphonie des Lebens haben, erkennen materielle Dinge als „Träger geistiger Realitäten“ an.² Hier gibt es ein „Mehr“ jenseits des Sichtbaren und Greifbaren. Wenn Religion vernichtet wird, fällt die Idee für die Polyphonie des

¹ D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Vollständige Ausgabe, versehen mit Einleitung, Anmerkungen und Kommentaren. Hg. v. Chr. Gremmels, E. Bethge, R. Bethge in Zusammenarbeit mit I. Tödt. Dietrich Bonhoeffer Werke Band 8. Gütersloh 1998, 1. Auflage der Taschenbuchausgabe 2011, Seite 444.

² Ebd., 101f.

Lebens. Dies lässt sich in der Dystopie der „Schönen Neuen Welt“, die Aldous Huxley entworfen hatte, ebenso zeigen wie in George Orwells „1984“. Beide Romane zeigen: Fällt die Religion, fällt auch die Literatur, die Kunst, die Philosophie – Quellen für die Erinnerung an die Polyphonie des Lebens. Damit ist eine Welt ohne Jerusalem auch eine Welt ohne Florenz und eine Welt ohne Athen.

Die Erinnerung an die Polyphonie des Lebens findet sich kraftvoll in dem ausgedrückt, was Thomas Söding „das Programmwort Jesu“ genannt hat. In vier kurzen Sätzen wird, so Exeget Söding, die Botschaft Jesu in ihrem wesentlichen Kern dargestellt: „Die Zeit ist erfüllt, die Gottesherrschaft nahegekommen. Kehrt um und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15).³ Jesus lädt ein zu einem gleichnishaften Blick auf das Leben und die Welt; zu einem engagierten Blick auf die Notwendigkeit der Umkehr, getragen von der Sehnsucht nach einem „Mehr“ und einem „Anderen“. Das Programmwort Jesu erinnert uns daran: Das „Jetzt“ der Religion ist stets „Kairos“, die Botschaft des Herrn ist „Heilsbotschaft“.

Diese Heilsbotschaft gilt es zu erkennen, zu leben und zu vermitteln. Der deutsche Theologe Ernst Troeltsch hatte um 1912 drei soziale Erscheinungsformen des Religiösen herausgearbeitet: Eine religiöse Bewegung könne „Sekte“ sein (Kontrastkultur, spiritueller Elitismus), sich als „Kirche“ etablieren (Anpassung an den mainstream, Ausbildung einer Bürokratie) oder eine Kultur der „Mystik“ pflegen (der Einzelne trifft in der Tiefe seiner Seele auf Gott und macht Gottese Erfahrungen). Meine Überlegung ist nun die, dass das Religiöse, um größtmögliche Wirkkraft und Glaubwürdigkeit entfalten zu können, ein Moment von Sekte, ein Moment von Kirche und ein Moment von Mystik braucht – verkümmert eine dieser Quellen, wird die Botschaft von der Polyphonie gedämpft. Ohne ein Moment von Kirche wird eine religiöse Gemeinschaft abgeschottet und in ihrer Botschaft nicht mehr vermittelbar; ohne ein Moment von „Sekte“ verkümmert die Dynamik, „Stachel im Fleisch der Gesellschaft“ zu sein und von der Möglichkeit einer anderen sozialen Ordnung Zeugnis zu geben; ohne ein Moment von „Mystik“ wird Verkündigung erfahrungsleer und die Rede von Gott beliebig. Das Programmwort Jesu würde an Kraft verlieren, wenn es eine dieser drei Dimensionen einbüßte.

Jerusalem steht damit für die machtvolle Erinnerung an die Polyphonie des Lebens, die sich so einfach nicht aus der Welt geschafft werden kann.

Brüssel

Man könnte versucht sein, ein viel zitiertes Wort Bischof Stechers über die zentrale Leitung der Kirche in zweifacher Hinsicht abzuwandeln und davon zu sprechen, dass Brüssel das Image der Bodenhaftung verloren habe. Dieser Versuchung will ich nicht nachgeben. Mich interessieren ein paar Momente, die Schlaglichter auf das Verhältnis von Religion und Gesellschaft werfen, wobei „Brüssel“ für „das Politische“ steht:

Im Jahr 2003 sagte Alastair Campbell, der damalige Medienberater des englischen Premierministers Blair: „We don't do God“. Drei Jahre später nahm Blair das Wort „Gott“ in einem Interview mit Michal Parkinson in den Mund, als er auf die Rechtfertigung des Irakkrieges angesprochen wurde. Die einflussreiche Philosophin und Politikerin Baroness Mary Warnock schrieb im *New Statesman* im April 2008, dass Politiker nicht fragen dürften: „What does my religion teach about this measure“ but

³ Thomas Söding, Die Verkündigung Jesu – Ereignis und Erinnerung. Freiburg/Br. ²2012, 140.

“Will society benefit from it in the empirical world?” Die neue Salzburger Landesregierung wohnte im Juni 2013 auf dem Weg zur Angelobung einer Messe in der Salzburger Michaelskirche bei.

Diese Momentaufnahmen weisen auf ein zweifaches Unbehagen und eine tiefe Sehnsucht hin. Das Unbehagen rührt zum einen daher, dass Gott nicht für politische Zwecke, gleichsam als stiller Wahlhelfer, instrumentalisiert werden möge. Beispiel: Als in meinem Heimatdorf die Bürgermeister/innen-Wahl anstand, sah man auf einmal eine Kandidatin und einen Kandidaten in der Sonntagsmesse, die sonst nie zugegen waren. Das erfüllt mit einem gewissen Unbehagen, das an die Sorge um die Achtung vor dem religiösen Empfinden von Menschen, die ihren gemeinschaftlichen Glaubensausdruck ernst nehmen, rühren könnte. Das andere Unbehagen wird durch den Artikel Mary Warnocks deutlich: Politikschaffende, die die eigene religiöse Überzeugung unter den Scheffel stellen, um der Gesellschaft „in der empirischen Welt“ zu dienen. Hier deutet sich bei allem Verständnis für das ausgedrückte Anliegen kein Übermaß an Vertrauen auf die eigene religiöse Tradition und kein Übermaß an Tiefe bezüglich der eigenen Glaubensposition an.

Die tiefe Sehnsucht ist freilich die: Politikprägende Persönlichkeiten mögen ihre Arbeit nicht als gesplante Personen tun, sondern im Einklang mit den Überzeugungen, die die tiefsten Identitätsschichten des Menschen ansprechen. Hier könnte es sich lohnen, über das Verhältnis von Politik und Religion nachzudenken.

Die Tradition des liberalen Denkens betont mitunter zwei große Grundsätze, auf denen die liberale Philosophie aufruhrt: Zum einen der Grundsatz von der weltanschaulich-religiösen Neutralität des Staates und der öffentlichen Sphäre, zum anderen der Grundsatz vom privaten Charakter religiöser Angelegenheiten. Beides scheint bei näherer Betrachtung nicht so einfach. Was darf man sich unter einem weltanschaulich neutralen Tiroler Dorfplatz vorstellen, gerade zur Adventszeit? Und: Wie attraktiv wären weltanschaulich neutrale öffentliche Orte für die Touristin und den Touristen? Erinnert uns nicht die identity economics von Akerlof und Kranton daran, dass wir ökonomische Entscheidungen auf Grundlage von Identitätsvorstellungen treffen? Verhält es sich bei politischen Entscheidungen grundlegend anders?⁴ Wieviel Profil hat öffentlicher Raum ohne weltanschaulich-religiöse Elemente? Auf welcher Grundlage können Entscheidungen getroffen werden? Es scheint in diesem Zusammenhang – und damit sind wir bei der Privatisierung der Gottesfrage - ein bemerkenswertes Missverständnis zu geben, die Idee nämlich, dass der Agnostizismus neutral sei. Wir alle haben zur Kenntnis genommen, dass der Agnostizismus die StandardEinstellung öffentlicher Debatten ist, die „default position“, wie das so schön heißt. Freilich: der Agnostizismus ist nicht neutral, sondern eine Position, mit massiven erkenntnistheoretischen und kulturellen Implikationen. Wenn viele Menschen, die nie gründlich über die im Hintergrund stehenden Fragen nachgedacht haben, sich der Sprache des Agnostizismus bedienen (so zu reden, als ob es Gott nicht gäbe), könnte dieser durchaus anspruchsvollen weltanschaulichen Sprache das Schicksal der englischen Sprache blühen, der Linguist/inn/en keine rosige Zukunft einräumen, weil zu viele Menschen zu oft schlechtes Englisch sprechen.

Die Privatisierung der Gottesfrage und des Religiösen geht an der Einsicht vorbei, dass die Frage nach Gott eine politisch relevante wie auch unabwiesbare Frage ist, die nicht verschwinden wird. Leo Tolstoi hat dies ebenso erkennen müssen wie der amerikanische Atheist Sheldon Vanauken, um nur zwei Beispiele zu nennen. Wir haben es in der Frage nach Gott mit einer politisch und auch kirchlich relevanten Möglichkeit zu tun. Man kann es ja auch den Bischöfen sagen: Bedenkt, es könnte wahr

⁴ Vgl. Stefan Huster, Der Grundsatz der religiös-weltanschaulichen Neutralität des Staates. Berlin 2004.

sein, dass es Gott gibt und dass sich Gott nicht mit Sätzen vermessen und salbungsvollen Worten einfangen lässt (auch wenn es bequemer wäre – dies ist genau der Punkt, den Papst Franziskus als „praktischen Relativismus“ bezeichnet hat [Evangelii Gaudium 80]: so zu leben, als ob es Gott nicht gäbe. Dieser Agnostizismus und diese Privatisierung des Religiösen ist innerhalb der Kirche weit verbreitet – was sich auch mit der Versuchung der Bequemlichkeit erklären lässt: Eine Kirche ohne lebendigen Gott tut sich einfach in Verwaltungsfragen leichter).

Auf diesem nur skizzierten Hintergrund will ich den Begriff der Polyglottie einbringen. Brüssel möge vielsprachig sein (wie auch Jerusalem, wie wir anhand der drei Dimensionen nach Troeltsch gesehen haben). Dies steht der Idee einer agnostischen Einheitssprache im („neutralen“) öffentlichen Raum entgegen. John Rawls hatte seinerzeit akzeptiert, dass sich religiöse Menschen in den öffentlichen Diskurs einbringen, allerdings in einer nichtreligiösen Sprache, die den Standards von “public reason” Genüge tue.⁵ Nun wissen wir seit Horkheimers und Adornos Buch „Dialektik der Aufklärung“ zu viel über die Probleme einer vermeintlich „neutralen Vernunft“, um dies einfach akzeptieren zu können. Ich schlage deswegen statt einer Einheitssprache im öffentlichen Raum eine Polyglottie vor: Ich muss Fremdsprachen lernen, um gut mit anderen Menschen im öffentlichen Raum umgehen zu können. Das hat auch viel mit "Achtung“ und „Respekt“ zu tun, ist doch nach Iris Murdoch das Lieben eines Menschen vergleichbar mit dem Erlernen einer Fremdsprache: Man muss demütig, ausdauernd und selbstvergessen sein.⁶ Ähnlich sehe ich die Begegnung von Menschen im öffentlichen Raum herausgefordert durch die Idee der Vielsprachigkeit. Eine Muslimin darf ein religiöses Argument (als Argument!) in den öffentlichen Diskurs einbringen, wobei es an meiner Fremdsprachenkenntnis liegt, das Argument als Argument zu verstehen. Hier schließt sich der Kreis zum Hinweis auf die Sehnsucht nach Glaubwürdigkeit öffentlicher politischer Wertrede. Und wenn es dazu – wie in Brüssel ja üblich – Dolmetschertätigkeiten bedarf, sind nicht zuletzt Theologie und Philosophie, Religions- und Kulturwissenschaften eingeladen, ihren Beitrag zu leisten. Eine öde Einheitssprache wird uns die Polyphonie nicht retten können.

Innsbruck

Wertgeographisch liegt Innsbruck zwischen Jerusalem und Brüssel (und wohl auch Athen und Florenz). Nehmen wir eine beliebige Straße Innsbrucks, etwa die Universitätsstraße: Sie schließt an die Sillgasse mit der Synagoge an, hier findet sich gegenüber der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck mit allerlei Geschäftslokalen das Jesuitenkolleg, die Jesuitenkirche im Eigentum der Bundesimmobiliengesellschaft, die katholisch-theologische Fakultät, anschließend die Residenz mit den nahe gelegenen Souvenirgeschäften, auf der anderen Straßenseite, ein Hotel, ein Café, das Theater. Das ist Innsbruck! Ein Ineinander und Miteinander, Nebeneinander und mitunter Durcheinander von verschiedenen religiösen und nicht religiösen Signalen. Das Stichwort „Permeabilität“, „Durchlässigkeit“, bietet sich an. Eine „Durchlässigkeit“ von religiösen und nichtreligiösen Momenten, die den Alltag ebenso prägt wie wichtige politische Entscheidungen.

Eine gute Kultur der Permeabilität verlangt das, was man eine Kultur des Dialogs nennen könnte: Sag etwas, sag es aber so, dass dein Gegenüber etwas darauf erwidern kann, und sag es so, dass du offen

⁵ John Rawls, 'The Idea of Public Reason Revisited'. In: Ders., Collected Papers. New York 1999, pp. 584, 591-593.

⁶ Iris Murdoch, The Sovereignty of Good. New York 1970, 89.

auf Korrekturen bist. Permeabilität von Jerusalem und Brüssel können dazu beitragen, mit der jeweils größten Grundversuchung des Religiösen und des Politischen gut umzugehen: Die Grundherausforderung für das Religiöse ist die Pluralismustauglichkeit (gegen die Versuchung von Exklusivansprüchen); die Grundherausforderung für das Politische sehe ich in der Weisheitstauglichkeit (gegen die Versuchung, kurzsichtiger Politik, die sich nicht getraut, die Frage nach dem „Telos“ zu stellen). Wenn sich Jerusalem und Brüssel in einer Kultur des Dialogs begegnen, könnten Pluralismustauglichkeit der Religion und Weisheitstauglichkeit der Politik leichter gesichert werden.

Wie kann dies geschehen? Hier kann uns der große Theologe Karl Rahner helfen, der seinen Lebensabend in Innsbruck verbracht hat, einen Anhaltspunkt geben. Bei seinem letzten theologischen Vortrag in Freiburg im Februar 1984, kurz vor seinem Tod, dachte er über „Erfahrungen eines katholischen Theologen“ nach und nannte als ein Moment die Bedeutung der analogen Rede von Gott. Er zitierte den berühmten Satz aus dem vierten Laterankonzil („zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre“)⁷ mit den Worten: „Das vierte Laterankonzil sagt ausdrücklich, man könne über Gott von der Welt aus, also von jedwedem denkbaren Ausgangspunkt der Erkenntnis aus nichts an Inhaltlichkeit positiver Art sagen, ohne dabei eine radikale Unangemessenheit dieser positiven Aussage mit der gemeinten Wirklichkeit selbst anzumerken. Aber im praktischen Betrieb der Theologie vergessen wir das immer wieder.“⁸ Tatsächlich: Wir vergessen es immer wieder; von den Kathedern, von den Kanzeln, vielleicht sogar bei Familiensynoden. Rahner mahnt zur „kreatürlichen Bescheidenheit“.

Ja, eben hier, in unserer kreatürlichen Bescheidenheit, könnten wir uns treffen. Ein bisschen weniger Selbstgefälligkeit in der Politik, ein bisschen weniger Selbstgefälligkeit in der Kirche, die sich daran erinnern möge, dass ein Kernzeichen theologischer Integrität darin besteht, den eigenen Standpunkt nicht mit dem Standpunkt Gottes gleichzusetzen.⁹ „Innsbruck“ hat hier so manchen Akzent gesetzt. Das liegt vielleicht auch daran, dass die Berge stumme Zeugen einer Erhabenheit sind, die kreatürliche Bescheidenheit unschwer vermitteln kann.

Kana und Congress

Polyphonie, Polyglottie, Permeabilität. Ein schwer kranker Priester, der an der Polyphonie des Lebens festhält und diese in einer Sprache kundtut, die wir alle verstehen können, auch wenn es eine religiöse Sprache ist.

Polyphonie, Polyglottie, Permeabilität. Die Geschichte der Diözese Innsbruck kann durchaus mit Blick auf diese Dimensionen betrachtet werden.

Polyphonie, Polyglottie, Permeabilität. Dieses Dreigestirn zeigt sich auch bei diesem Festakt im „Congress“, kurz vor dem Mittagessen, zu dem unterschiedliche Persönlichkeiten an den Tischen

⁷ Dieser Satz wird auch von Papst Benedikt XVI. in seiner Vorlesung in Regensburg vom 12.9. 2006 zitiert (wie auch von Kardinal Ratzinger in der Einleitung zur Neuauflage seiner „Einführung in das Christentum“ aus dem Jahr 2000) und trägt die Denzinger Nummer 806.

⁸ Karl Rahner, Erfahrungen eines katholischen Theologen. In: Albert Raffelt (Hg.), Karl Rahner in Erinnerung. Düsseldorf 1994, 134-148, hier 135.

⁹ Vgl. Rowan Williams, Theological Integrity. In: Ders., On Christian Theology. Oxford 2000, 1-15, 6.

versammelt sind, hier am ersten Tisch die Bürgermeisterin, der Landeshauptmann, der Landtagspräsident, die Bischöfe. Sie werden keine Schwierigkeit haben, miteinander ins Gespräch zu kommen. Ein gutes Zeichen.

Vor etwa 25 Jahren lauschte ich einer Vorlesung über das Johannesevangelium im Kaiser Leopold Saal der Theologischen Fakultät in Innsbruck. Pater Martin Hasitschka erinnerte uns an die ersten Worte der Mutter Gottes im Evangelium nach Johannes, gesprochen während eines Hochzeitsfestes in Kana: „oinon ouk echousin“ („sie haben keinen Wein mehr“: Joh 2,3). Und Jesus hörte die Botschaft, die an die Polyphonie des Lebens erinnert, wirkte das Wunder, das die vielen Menschen mit verschiedenen Sprachen an einen Tisch zusammenbrachte, in einer unbeschwernten Durchlässigkeit des Sozialen.

So wünschen wir nicht, dass es der Diözese Innsbruck niemals an Wein mangeln möge (schade um das Wunder!), sondern: Möge der Diözese Innsbruck der Wein nur in Anwesenheit Christi und der Gottesmutter ausgehen!